

Spitzensportlerin, lesbisch

Eine Porträtsammlung zeigt, mit welchen Schwierigkeiten homosexuelle Athletinnen kämpfen

CHRISTINE STEFFEN

Als Lara Dickenmann 2004 in die USA reiste, hatte sie einen Vorsatz. «Ab jetzt stehe ich auf Männer», sagte sie sich. Die Fussballerin, damals 19 Jahre alt, hatte ein Stipendium der Ohio State University bekommen. Sie wusste, seit sie 13 war, dass ihr eigentlich Frauen gefallen, aber sie war «verwirrt», unsicher, wer sie sein wollte. Dickenmann ist eine der 28 Frauen, die im Buch «Vorbild und Vorurteil – Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen» ausführlich zu Wort kommen. Die fünf Autorinnen haben bei den Porträts auf Oral History gesetzt, die Sportlerinnen erzählen in Ich-Form ihre Geschichte. Der Raum, der ihnen gewährt wurde, hat nahe, sehr persönliche Einblicke ermöglicht.

Angst, Sponsoren zu verlieren

Die Porträtsammlung ist vielfältig, und sie ist in dieser Form einmalig: Auch wenn sich in den letzten Jahren etwas bewegt hat, ist die Sichtbarkeit von lesbischen Sportlerinnen immer noch klein. In der Konsequenz fehlt es Mädchen und Frauen an Vorbildern. Sie sind «verwirrt» wie Lara Dickenmann. Oder sie verstecken die Homosexualität wie die Bobfahrerin Sabina Hafner. Sie sagt: «Weder im Sport, im Job als Elektronikerin noch im Privaten habe ich mich geoutet. Im Sport hatte ich Angst, Sponsoren zu verlieren. Und dieses Risiko konnte und wollte ich nicht eingehen, denn ohne Sponsoren hätte ich nicht Bob fahren können.»

Die Angst, nach dem Comingout ohne Geldgeber dazustehen, ist unter den Athletinnen heute noch verbreitet. Sie ist einer der Gründe, den aktive Sportlerinnen nannten, die sich im Buch nicht porträtieren lassen wollten. Egal, ob diese Angst in jedem Fall berechtigt ist: Dass sie die Sportlerinnen umtreibt, ist ein Hinweis darauf, dass der Umgang mit homosexuellen Sportlern und Sportlerinnen längst nicht unverkrampft ist.

Wie mit dem Thema umgegangen wird, hängt auch von der Sportart ab. Der Frauenfussball ist heute von Offenheit geprägt. Megan Rapinoe, die beste Spielerin an der WM 2019, lebt nicht nur mit ihrer Freundin zusammen, sie ist auch charismatische Aktivistin im Kampf um gleiche Rechte. In Einzelsportarten, in denen die Athletinnen nicht von einer



War «verwirrt», unsicher: die Fussballerin Lara Dickenmann.

LILIAN SALATHE

Bewegung getragen werden, kann die Selbstfindung schwieriger sein.

Wie die Sprachlosigkeit zu einer Entfremdung von sich selbst führen kann, beschreibt die Cross-Triathletin Renata Bucher. Sie fühlte sich in ihrem sportlichen Umfeld schlecht, ohne genau zu wissen, warum. Bucher erzählt, dass die Trainingslager der «Horror» für sie ge-

wesen seien. Sie war so verunsichert, dass sie nicht wusste, wo sie sich beim Essen hinsetzen, was sie essen sollte. Sie fühlte sich dick, sie hatte niemanden, mit dem sie sich austauschen konnte. Ihr war unwohl in ihrer Haut; «ich wusste ja selbst lange Zeit nicht, warum ich irgendwie anders war», sagt sie. Blickt man nur wenige Jahrzehnte zurück, wer-

den die Furcht und die Verunsicherung erklärbar, die Frauen empfinden, die «anders» sind. Es ist 26 Jahre her, seit der FC Wettswil-Bonstetten für einen Skandal gesorgt hat. Der Regionalklub aus dem Kanton Zürich suspendierte seine Frauenabteilung. Die Begründung: «Der Verein wird ausgenutzt für das Ausleben von abnormalen Veranlagungen.» Zwei Drittel der Spielerinnen seien lesbisch, es fänden «jugendgefährdende lesbische Aktivitäten» statt. Der «Zischtigsclub» auf SRF fragte betont naiv: «Lesben im Damenfussball: Angst vor homosexueller Ansteckung?» Was uns vorkommt wie eine Anekdote aus zutiefst verstockten Zeiten, hat die Sportlerinnen mitgeprägt. Die Episode zeigt, von wo die

Die Angst, nach dem Comingout ohne Geldgeber dazustehen, ist unter den Athletinnen heute noch verbreitet.

Kämpferinnen für Gleichheit vor nicht allzu langer Zeit aufgebrochen sind.

Es ist eines der gängigsten diskriminierenden Klischees, dass Lesbische quasi übertragbar sei. Und noch schlimmer: dass Lesben hinterrücks jüngere unschuldige Mädchen mit ihrer sexuellen Ausrichtung bedrängten. Als die frühere Handball-Nationalspielerin Jacqueline Blatter ihrer Mutter sagte, sie sei homosexuell, antwortete diese: «Und ausgerechnet du wirst Sportlehrerin.» Die Unterstellung, sie könnte die Schülerinnen ausnutzen, hat Blatter nicht nur verletzt, sie hat auch ihr Auftreten als Berufsfrau über Jahre geprägt.

Das Bild der Homosexualität als fast pathologische Abweichung zeigt sich auch im Sprachgebrauch einzelner Protagonistinnen. Renata Bucher, die Beziehungen mit Männern einging, erzählt, dass sie «immer wieder rückfällig wurde» – als sei die Anziehung von Frauen eine Sucht. Mehrere Sportlerinnen wünschten sich, dass ihre Gefühle für Frauen «eine Phase» seien.

Das Buch erzählt mehr als berührende Geschichten von lesbischen Sportlerinnen. Es zeigt auch, wie radi-

kal Frauen aus dem Spitzensport ausgeschlossen waren – und wie beharrlich sich die Pionierinnen eine Position in der patriarchalen Sportwelt eroberten.

Die Bob-Weltmeisterin Katharina Sutter berichtet, wie sie zu Beginn der 1990er Jahre mit Klebebandern die ausgerangierten Schlitten der Männer zusammenflickte, weil es für die Frauen keine Sportgeräte gab. «Wir waren Sportlerinnen zweiter Klasse und wurden von manchen Männern belächelt», sagt sie. Es waren Pionierinnen wie sie, die überhaupt erst die Voraussetzungen für einen weiblichen Spitzensport schufen.

Verlust der Weiblichkeit

Wie eng Sportlichkeit mit Männlichkeit verknüpft ist, zeigt die Mitautorin, Historikerin und Sportpädagogin Marianne Meier in ihrer Einführung. Sie schreibt: «Traditionellerweise werden bei Heldinnen Fürsorglichkeit, Güte und Mütterlichkeit betont, Helden hingegen werden an ihrem Mut, ihrem Selbstbewusstsein, an ihrer Stärke und an ihrem Durchsetzungsvermögen gemessen. Wenn nun aber eine Frau im Sport erfolgreich sein möchte, muss sie männliche Attribute an den Tag legen. (...) Dies führt zum vermeintlichen Widerspruch zwischen dem «Frausein» und dem «Sportlerinsein.» Die Einordnung ergänzt die persönlichen Geschichten erhellend.

Patricia Purtschert, Professorin für Geschlechterforschung an der Uni Bern, analysiert, dass die Figur der Lesbe in einer patriarchalen Sportwelt, in der Frauen weiblich bleiben und männlich definierte Höchstleistungen erbringen sollen, für eine besondere Gefahr stehe. Besonders in Sportarten, die als «hart» gälten, verkörpere sie in abwertender Weise eine Athletin, die ihre Weiblichkeit zu verlieren und zu «vermännlichen» drohe. Sie umreist damit präzise das Spannungsfeld, in dem sich die lesbischen Sportlerinnen zurechtfinden müssen.

Lara Dickenmann sagt in ihrem Text: «Im Nachhinein denke ich, dass ich das Comingout anders hätte machen sollen – früher darüber reden oder dazu stehen.» Das Buch mag jungen Sportlerinnen helfen, genau dies zu tun.

Vorbild und Vorurteil – Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen. Von Corinne Rufli, Marianne Meier, Monika Hofmann, Seraina Degen, Jeanine Borer. Verlag Hier und jetzt.

Der Sport macht im Lobbying eine schlechte Figur

Die Bundesrätin Viola Amherd stellt für den Sport eine schnellere Lockerung der Covid-19-Massnahmen in Aussicht – dank dem Einsatz Einzelner

DANIEL GERMANN

Zuerst schürte das Coronavirus Ängste, nun strapaziert es die Geduld – im Sport nicht anders als in anderen Lebensbereichen. Vor einer Woche hatte der Bundesrat die ersten sanften Öffnungen ab Montag bekanntgegeben. Der Innenminister Alain Berset sagte, Massenveranstaltungen wie Fussballspiele gehörten wie Konzerte zu jenen Anlässen mit der höchsten Ansteckungsgefahr. Sie würden mutmasslich zu den letzten Bereichen gehören, für die die Auflagen wieder aufgehoben würden. Sonst verloren weder er noch seine beiden amtierenden Kollegen ein Wort zum Sport.

Der Sport ist in der Schweiz ein nicht unerheblicher Wirtschaftsfaktor. Rund zwei Millionen Einwohner oder ein Viertel der Bevölkerung sind als aktive Sportler oder Konsumenten mit ihm verbunden. René Stammbach, der Präsident von Swiss Tennis, sagt, der Sport sorge pro Jahr für eine Wertschöpfung von 22,4 Millionen Franken und gebe rund 100 000 Menschen Arbeit. Dass diese Gruppe vom Bundesrat übergangen worden sei, sei «unverständlich».

Die VBS-Vorsteherin Viola Amherd korrigierte das nun an der Medienkonferenz des Bundesrats vom Mittwoch.

Eine Arbeitsgruppe aus Fachverbänden, Profiligen, Kantonen, Gemeinden sowie den Bundesämtern für Gesundheit und des Sports (Baspo) arbeiten seit dem vergangenen Freitag an einem Schutzkonzept. Amherd hofft, dass der Bundesrat auf dessen Basis die Covid-2-Verordnung ändern und zumindest all jene Sportarten bereits Anfang Mai wieder zulassen können wird, in denen Körperkontakt vermieden und die Hygienevorschriften und das Social Distancing gewährleistet sind. «Die Bedeutung des Sports für die physische und psychische Gesundheit ist unbestritten. Zudem ist insbesondere der professionelle Sport mit seinen nationalen Ligen ein erheblicher Wirtschaftsfaktor», sagt Amherd.

Ein Sieg für Stammbach

Ihr Statement war ein Sieg für Stammbach und den Golfverbandspräsidenten Reto Bieler, die in den vergangenen Tagen ein intensives Lobbying betrieben haben. Gleichzeitig wirft es ein zwiespältiges Licht auf die Führungspersonen der Sportorganisationen, die eigentlich für dieses zuständig wären. Simon Schenk war Eishockey-Nationaltrainer und später Sportchef der ZSC Lions. Während 17 Jahren sass er für die SVP

im Nationalrat. Neun Jahre nach dem Rücktritt sagt Schenk, der Sport sei in der Politik zu wenig vernetzt: «Es fehlt zwar nicht an Parlamentariern, die sich für den Sport interessieren. Doch die meisten sind sportinteressierte Politiker; ich war ein politisierender Sportler. Es ist sicher kein Nachteil, aus eigener Erfahrung zu wissen, wovon man spricht.»

Die Parlamentarische Gruppe Sport zählt zwar rund 120 Mitglieder, doch der Sport ist im Parlament trotzdem nur unzulänglich vertreten. Matthias Aebischer (sp.) und Roland Büchel (svp.) gehören zu den wenigen Parlamentariern, die auch berufliche Wurzeln im Sport haben. Im vergangenen Herbst schieden mit dem Tessiner Filippo Lombardi (cvp.) und dem Jurassier Claude Héche (sp.) zwei Schwergewichte aus. Lombardi ist Präsident des HC Ambri-Piotta, Héche gehörte zu den treibenden Kräften hinter dem nationalen Sportanlagen-Konzept Nasak, über das bis heute rund 170 Millionen in Anlagen von nationaler Bedeutung geflossen sind.

Der Baspo-Direktor Matthias Remund ist der führende nationale Sportbeamte mit direktem Zugang zur Departementsvorsteherin Amherd. Ihm wurde jüngst gleich mehrfach vorgeworfen, die Interessen des Sports zu

wenig vehement zu vertreten. Remund sagt: «Ich nehme es anders wahr. Wenn man nur schon schaut, wie viel Geld in den Jugend-, Breiten- und Spitzensport fliesst, kann keine Rede davon sein, dass der Sport in der Politik zu wenig verankert ist. Der Bund unterstützt Jugend und Sport jährlich mit 105 Millionen Franken. Letztes Jahr flossen 35 Millio-

nen der Bevölkerung betreiben oder konsumieren Sport. Entsprechend hoch war die Erwartungshaltung. Der Bundesrat wird dieser gerecht, indem er Lockerungsmassnahmen bereits Anfang Mai umsetzen will.»

Ein hausgemachtes Problem

Das ist nur ein Teil der Wahrheit. Ursprünglich sollten die Konzepte für den Sport erst am 13. Mai vorliegen. Reagiert hat der Bundesrat erst, als sich Stammbach und Bieler zu exponieren begannen. Das liegt weniger am fehlenden Interesse der Politiker am Sport als an der ungenügenden Lobbyarbeit, die die führenden Sportfunktionäre in Bern betreiben. Peter Zahner, der CEO der ZSC Lions und Mitglied des Exekutivrats von Swiss Olympic, sagt: «Der Sport ist in der Politik zwar vertreten, hat aber kaum Einfluss.»

Der Vorwurf trifft weniger das Baspo als die Präsidenten der grossen Verbände und die Dachorganisation Swiss Olympic, die sich bisher noch kaum zu Wort gemeldet haben. Stammbach sagt: «Es ist eines, politisch gut aufgestellt zu sein. Mindestens so wichtig aber ist es, die Fäden dann auch im richtigen Moment zu ziehen.»

Die Leichtigkeit des Sports fehlt

Leitartikel auf Seite 10

nen Franken an Swiss Olympic.»

Die Beiträge sollen auch jetzt weiterfliessen. Der Nationalrat Aebischer ist Mitglied der Parlamentarischen Gruppe Sport und der Kommission Wissenschaft, Bildung und Kultur, die für das Jugend- und Sport-Programm zuständig ist. Sie habe dem Bundesrat einstimmig empfohlen, an den üblichen Unterstützungsbeiträgen festzuhalten.

Remund zeigt Verständnis für die zurückhaltende Haltung des Bundesrats. «Er musste in einer Ausnahmesituation eine Strategie festlegen, und der Sport hatte darin nicht Priorität. 80 Prozent